Rezensionen

Tina Reis

Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hrsg.), 2015: Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript Verlag. 264 Seiten. 26,99 Euro

---

Anfeindungen gegen feministische Politik waren schon immer Teil der Geschichte des Feminismus. Die gegenwärtigen Angriffe gegen die Gender Studies, gegen Gender Mainstreaming und queere Bewegungen haben jedoch eine neue Qualität angenommen: Der neue Antifeminismus heißt „Anti-Genderismus" und mobilisiert gegen die sogenannte „Gender-Ideologie". Der von Sabine Hark und Paula-Irene Villa herausgegebene Sammelband bietet nun erstmalig sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge zu dieser Konjunktur antifeministischer Agitation.

Der Band versammelt Beiträge von insgesamt 18 Autor_innen, die jeweils unterschiedliche Erscheinungsformen des Anti-Genderismus in den Blick nehmen, um Argumentationsmuster, gesellschaftliche Kontexte und AkteurInnen einzugrenzen. Folgt der Diskurs einer spezifischen Eigenlogik oder ist er Teil übergreifender gesellschaftlicher Entwicklungen? Diese Frage stellen Hark und Villa in ihrem Vorwort; sie zieht sich als roter Faden durch alle Beiträge. In der Einleitung verorten Hark und Villa den Begriff Gender in der feministischen Theorie und gehen auf die post-essentialistischen Grundlagen der Gender Studies ein. Sie resümieren, dass Gender „nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein soziales Klassifikationsschema [ist], ein konstitutiver Rahmen, in dem sich Praxis performativ vollzieht" (S. 17). Anti-GenderistInnen bestünden jedoch auf einem naturalisierten Verständnis von unhintergehbarer, heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit. Hark und Villa fassen die zentralen Argumente gegen die Gender Studies zusammen und nehmen zu ihnen Stellung. Dass derzeit nicht (nur) gegen Feminismus an sich, sondern vor allem gegen ein *akademisches Konzept* mobilisiert wird, fassen sie als ein historisches Novum, das auch ein Ausdruck des Erfolgs feministischer Politiken sei.

Christine Wimbauer, Mona Motakef und *Julia Teschlade* setzen in ihrem Beitrag den Diskurs in einen Bezug zu Prekarisierungserfahrungen: Darunter verstehen sie sowohl die Prekarisierung von Erwerbsverhältnissen, die einen Verlust an ökonomischen Privilegien für Männer zur Folge habe, als auch die Prekarisierung des männlichen Erwerbsmodells. Anti-Genderismus sei demgegenüber der Versuch einer Resouveränisierung. Konkrete anti-genderistische Praktiken analysieren *Kathrin Ganz* und *Anna-Katharina Meßmer*, indem sie *Mansplaining*, antifeministische Argumentationen, *Trolling* und *Hate Speech* im Internet untersuchen. Dabei zeigen sie auf, wie die Struktur digitaler Öffentlichkeiten einer Radikalisierung und Entgrenzung politischer Positionen Vorschub leistet. *Steffen K. Herrmann* beschäftigt sich mit sprachlicher Gewalt als inhärentem Bestandteil der anti-genderistischen Agitation. Er argumentiert, dass der Anti-Genderismus durch sein Bestehen auf natürlicher Zweigeschlechtlichkeit einen fundamentalistischen Diskurs darstelle, der queere Subjekte nicht integrieren könne. Sprachliche Gewalt sei ein Mittel, diese Positionen auszuschließen.

Imke Schmincke analysiert in ihrem Beitrag das im Anti-Genderismus verbreitete Argument, die eigenen Forderungen würden nur darauf abzielen, Kinder zu schützen. Diese Argumentationsfigur habe eine lange christliche Tradition im Antisemitismus und funktioniere darüber, dass Kindern Unschuld und Bedürftigkeit zugeschrieben werde, um der eigenen Position Macht zu verleihen. In diesem Kontext steht auch der Aufsatz von *Katrin M. Kämpf*, die anhand der französischen Protestbewegung „Manif pour tous" und der Mobilisierungen gegen den Bildungsplan in Baden-Württemberg beschreibt, wie Pädophilieanrufungen innerhalb des Anti-Genderismus (Stichwort: „Frühsexualisierung") die heteronormative Ordnung stützen. Demnach werde Pädophilie als das fremde Äußere der heterosexuellen Kleinfamilie imaginiert, das diese bedrohe und daher schützenswert mache, oftmals auch durch Herstellen eines Bezuges zwischen Pädophilie und Homosexualität.

*David Paternott*e beschäftigt sich in seinem Beitrag aus einer transnationalen Perspektive mit „Manif pour tous" und kann so herausarbeiten, dass die katholische Kirche in den europaweiten anti-genderistischen Mobilisierungen eine der treibenden Kräfte ist. Zu den Auseinandersetzungen in der evangelischen Kirche gibt *Barbara Thiessen* einen Überblick: Sie zeichnet die Kontroverse nach, die anhand der „Orientierungshilfe Familie" (OH) des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland von 2013 entbrannt ist. Die OH habe anstelle der traditionellen Kleinfamilie verbindliche Care-Beziehungen unabhängig von Sexualität und Geschlecht als Basis der Gesellschaft definiert. In ihrem Widerstand dagegen würden sich konservative und evangelikale Gruppen auch auf die „Gender-Ideologie" beziehen.

Juliane Lang fokussiert in ihrem Beitrag die Bezüge auf den Genderismus-Begriff innerhalb der extremen Rechten. Dort diene er der Kritik an der Pluralisierung von Lebensformen, die der völkischen Ordnung widerspreche, da heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit innerhalb der „Volksgemeinschaft" als soziale Platzanweiserin fungiere. Der Begriff werde aber auch strategisch genutzt, um an gesellschaftliche Debatten anzuschließen. *Kathleen Heft* analysiert die anti-genderistische Denkfigur, nach der Feminist_innen danach streben würden, Kinder durch Ganztagskindergärten u. Ä. von ihren Eltern zu isolieren, um die kommunistische „Umerziehung" des Menschen fortzuführen. Nach Heft wird dieser Diskursstrang von einem anderen gestützt, innerhalb dessen die Argumentation stark gemacht wird, dass der Feminismus überflüssig sei, weil Frauen aus dem Osten Deutschlands schon emanzipiert seien.

Die Beiträge von *Andrea Maihofer* und *Franziska Schutzbach* sowie *Bożena Chołuj* gehen über den deutschen Kontext hinaus: Maihofer und Schutzbach skizzieren die Entwicklung von antifeministischen hin zu anti-genderistischen Argumentationen in der Schweiz und verstehen letztere als Ausdruck einer Polarisierung der Auseinandersetzung um die traditionelle Geschlechterordnung. Darüber hinaus bewerten sie Anti-Genderismus als einen Versuch, im Foucault'schen Sinne die „Macht über die Wahrheitproduktion" (S. 211) zu behaupten. Chołuj zeichnet die polnischen Mobilisierungen gegen die vermeintliche „Gender-Ideologie" nach und verweist auf den großen Einfluss der katholischen Kirche in diesem Zusammenhang. Diese habe durch ihre Rolle als Hüterin

der polnischen Nation im 20. Jahrhundert, als Polen über weite Strecken keine nationale Souveränität besaß, eine kulturelle Dominanz aufbauen können.

Im letzten Beitrag verortet *Jasmin Siri* die Debatten um Genderismus im politischen Feld des Konservatismus: Sie versteht die aktuellen Auseinandersetzungen als eine Erscheinungsform des neuen, modernen Konservatismus, der identitär, radikalisiert und international ausgerichtet sei. Demgegenüber lege der Altkonservatismus einen größeren Wert auf Traditionen, Regionalität und konkrete Erlebbarkeit. Siri zufolge ergibt sich anhand der Verwerfungslinien zwischen beiden ein paradoxes Spannungsfeld, an dem sich neu-konservative Bewegungen gegenwärtig abarbeiten. Langfristig, so die Prognose, würden diese Paradoxien deren Etablierung erschweren.

Der Sammelband liefert insgesamt einen inspirierenden ersten Beitrag zur wissenschaftlichen Erschließung des Forschungsfeldes. Eine seiner Leerstellen ist jedoch eine Beschäftigung mit den verschwörungstheoretischen Zügen des Anti-Genderismus, die von vielen Autor_innen zwar angesprochen, aber nicht für sich betrachtet werden. Dabei stellt sich zum Beispiel die Frage, inwiefern die Imagination einer staatliche Institutionen unterwandernden „Homo-Lobby" auch Anschlüsse zu strukturellem Antisemitismus aufweisen.

Raum für weiterführende Diskussionen dürfte auch die These einiger Autor_innen eröffnen, der Anti-Genderismus sei eine reaktionäre Antwort auf die „Krise der sozialen Reproduktion" nach Gabriele Winker, die Ganz/Meßmer und Schmincke vertreten. Diese materialistische Perspektive erscheint sinnvoll, wobei jedoch zwischen den treibenden Kräften des Diskurses und dessen gesellschaftlicher Resonanz differenziert werden sollte. Denn die lautesten AkteurInnen – wie die Neue Rechte, der Vatikan oder christliche FundamentalistInnen – gehören politischen Lagern an, deren Eigenlogik nicht unterschätzt werden darf. Dass sie aber momentan in der Lage zu sein scheinen, Tausende Menschen auf die Straße zu bringen, wie es „Manif pour tous" gezeigt hat, kann womöglich mit materialistischen Ansätzen produktiv erklärt werden. Dabei gilt es, die Spezifika der aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen herauszuarbeiten, um bestimmen zu können, warum die anti-genderistischen Mobilisierungen *gerade jetzt und gerade in dieser Form* stark geworden sind. Dafür liefert der Sammelband wichtige Impulse.

Zur Person

Tina Reis, B. A. Europäische Ethnologie und Sozialwissenschaften. HU Berlin.
Arbeitsschwerpunkte: queer-feministische Ökonomiekritik, Neue Rechte.

Rolf Löchel

Dorothee Ostmeier, 2014: Poetische Dialoge zu Liebe, Gender und Sex im frühen zwanzigsten Jahrhundert. Else Lasker-Schüler, Peter Hille und Gottfried Benn, Lou Andreas-Salomé und Rainer Maria Rilke, Bertold Brecht und Margarete Steffin. Bielefeld: Aisthesis Verlag. 305 Seiten. 29,80 Euro

Das Anliegen von Dorothee Ostmeiers Monografie *Poetische Dialoge zu Liebe, Gender und Sex im frühen zwanzigsten Jahrhundert* ist es, „die simultane Verschränkung von diskursiven Referenzen und autonomer Performanz der Lyrik" (S. 54) anhand poetischer Zwiegespräche einander liebender AutorInnen aufzuzeigen. Neben Gedichten zieht Ostmeier hierzu weitere Quellen heran, darunter Romane, Briefwechsel, Essays und wissenschaftliche Arbeiten.

Das Interesse der Autorin gilt nicht nur einem einzigen, sondern vier Paaren, wobei die expressionistische Lyrikerin Else Lasker-Schüler zweimal vertreten ist; als Partnerin Peter Hilles und als diejenige Gottfried Benns. Bei den anderen Paaren handelt es sich um Rainer Maria Rilke und Lou Andreas-Salomé sowie um Bertolt Brecht und Margarete Steffin. Jedem der Paare ist ein eigenes Kapitel gewidmet. In ihnen zeigt Ostmeier, „wie die jeweiligen Gedichte die Kontakte der liebenden Partner kommentieren, reflektieren, expandieren oder modifizieren" (S. 7). Hierzu unterzieht sie etliche Gedichte und andere Werke *close readings,* die sich regelmäßig als sehr erhellend erweisen. So etwa im Falle von Lasker-Schülers nach dem Tod des Geliebten erstellten *Peter-Hille-Buchs* (vgl. S. 68–77) und Gottfried Benns „Rollengedicht" (S. 110) *Mann* (vgl. S. 110–119).

Ostmeier hat den vier Kapiteln einen Abschnitt vorangestellt, in dem sie die sexual- und gendertheoretischen Konzepte von Julia Kristeva, Luce Irigaray und Judith Butler umreißt, um so den Kontext für die im Weiteren zu besprechenden Dialoge zu etablieren.

Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Gedichte vor dem Hintergrund feministischer Theorien aus dessen letzten Jahrzehnten zu beleuchten, erweist sich als durchaus fruchtbar. Weniger verheißungsvoll ist allerdings Ostmeiers Ankündigung, sie werde zeigen, dass „so manche postmodernen Aspekte der Sex- und Genderdebatten bereits in den poetischen Texten vorweggenommen waren" (S. 8). Dass, wie von Ostmeier ins Auge gefasst, poetische Dialoge im frühen 20. Jahrhundert die gegenwärtigen theoretischen Überlegungen womöglich nicht nur antizipieren, sondern „vielleicht auch modifizieren" (S. 52), ist schlechterdings unmöglich, da nur bereits angestellte Überlegungen durch spätere modifiziert werden können, nicht umgekehrt. Auch die Beispiele für ihre These von der Vorwegnahme theoretischer Konzepte stehen auf etwas schwachen Füßen. Dass Benn und Rilke „scharfe genderspezifische Identitätsstrukturen" (S. 53) setzen und sich dabei wie Kristeva und Irigaray „auf präödipale Prozesse [berufen], allerdings mit je eigener Logik" (S. 53), mag zwar zutreffen. Darin eine Vorwegnahme

von theoretischen Überlegungen Kristevas und Irigarays zu sehen, wäre aber etwas viel gesagt. Und dass es Lasker-Schülers Versuche der Destabilisierung bürgerlich festgeschriebener Identitätsstrukturen erlaubten, ihre literarischen Dialoge mit Hille in den Kontext postmoderner Identitätsreflexionen einzubinden (S. 93), bedeutet noch nicht, dass sie darum postmoderne Konzepte vorwegnehmen.

Ostmeiers Entscheidung, gleich zwei Paarbeziehungen Lasker-Schülers heranzuziehen, erweist sich als aufschlussreich, könnten diese unterschiedlicher doch kaum sein. Wie die Autorin pointiert formuliert, zielte Lasker-Schülers poetisches Programm während ihrer Liaison mit Hille auf die „Entprivatisierung des Intimen" (S. 66). Auch Hille ging es „um eine Emanzipation der Liebe aus bürgerlich sexuellem Privatismus und um eine Durchbrechung der Geschlechterrollen" (S. 67). Die von Lasker-Schüler in diesem Zusammenhang entwickelte Hoffnung, „im dialogischen Austausch und als dialogischer Austausch von Subjekt-, Ego- und Sexualitätskonflikten zu abstrahieren" (S. 94) und die Poesie in den „Dienst der Inspiration durch das Unbekannte des Wir" (S. 95) zu stellen, wird wenige Jahre nach Hilles Tod 1904 in Lasker-Schülers poetischem Dialog mit ihrem neuen Partner Gottfried Benn „radikal zerstört" (S. 95). In ihren poetischen Texten über Liebe vollziehe sich unter dem Einfluss Benns ein einschneidender Paradigmenwechsel (S. 98). Auch desillusioniere Benn die von Lasker-Schüler zur Hille-Zeit entworfenen transsexuellen Gemeinschaftsutopien (S. 142).

Während Ostmeier zwei unterschiedliche Partnerschaften Lasker-Schülers miteinander vergleicht, betrachtet sie im Falle von Andreas-Salomé nur eine, die zu Rilke. Diese beleuchtet sie jedoch im Verlauf zweier ebenfalls sehr unterschiedlicher Phasen (S. 149). Nach der 1901 von Andreas-Salomé radikal beendeten Liebesbeziehung beider trat diese als „mütterliche Freundin" (S. 154) bald wieder in Rilkes Leben. Ostmeier zeigt nicht nur, dass sich die von Andreas-Salomé in ihren theoretischen Arbeiten entwickelten Perspektiven zur Sexualität grundsätzlich von denjenigen unterscheiden, die Rilke in seinen Gedichten präsentiert, sondern arbeitet auch die sexual- und gendertheoretischen Differenzen heraus, die sich zwischen Andreas-Salomés frühen wissenschaftlichen Schriften und ihren späteren auftun. Idealisiere Andreas-Salomé in ihrem 1899 erschienenen Text *Der Mensch als Weib* die Frau aufgrund der weiblichen Sexualität gegenüber dem Mann (S. 191), übertrage sie in *Anal und Sexual* 1916 die in dem früheren Text allein der Frau zugesprochene während des „Beischlaf[s] evoziert[e] unwillkürliche Erinnerung an eine totale Einheit" (S. 191) auf die sexuelle Erfahrung im Allgemeinen.

Ob Ostmeier Andreas-Salomé den Ehrentitel „Feministin" zu Recht verleiht (S. 12 u. ö.), mag allerdings ebenso bezweifelt werden wie ihr Befund, Andreas-Salomés Kritik an Freud sei „vom feministischen Interesse geprägt" (S. 283). Immerhin hat Hedwig Dohm Andreas-Salomé in ihrer berühmten Schrift *Die Antifeministen* (1901) zu eben diesen gezählt. Dies geschah zwar bereits, bevor sich Andreas-Salomé der Psychoanalyse zuwandte und Freuds Theorie einer, wie Ostmeier meint, „feministischen Revision" (S. 13) unterzogen hat, doch auch ihre Modifikationen der Freud'schen Psychoanalyse erlauben kaum, sie als Feministin zu qualifizieren. So kritisierte die Germanistin

Christine Kanz nicht nur Andreas-Salomés misogyne Idealisierung von Mutterschaft, sondern wies zudem darauf hin, dass diese strikt biologistisch argumentiert, während Freud auch differenziertere Überlegungen anstellt oder die strenge Geschlechterbinarität relativiert. Immerhin merkt auch Ostmeier, versteckt in einer Fußnote, an, für heutige Lesende sei „der Text *Zum Typus Weib* vielleicht am ärgerlichsten, wenn er die kinderlose Frau als ‚sozial minderwertiges Material' beschreibt" (S. 195).

In ihrer letzten Analyse poetischer Paarbeziehungen, derjenigen zwischen Brecht und Steffin, zeigt Ostmeier, dass deren „avantgardistische[s] Experiment mit der Partnerschaft bewusst bestrebt ist, bürgerliche Moral- und Tabuvorstellungen zu durchbrechen" (S. 209f.). Den von feministischer Seite verschiedentlich gegen Brecht erhobenen Vorwurf, er habe seine Geliebten, die nicht selten selbst als Autorinnen tätig waren, ausgenutzt, wenn nicht ausgebeutet, relativiert sie im Falle Steffins: „Da die Gedichte die aktuelle Arbeits- und Liebesgemeinschaft intensiv reflektieren, kann nicht ohne weiteres von Ausnutzung gesprochen werden" (S. 210). Dies ist eine wenig einleuchtende Begründung. Gleichwohl gewinnt Ostmeier eine neue Perspektive auf die – wie man präzisierend hinzufügen muss, insbesondere für Steffin – „tragischen Aspekte" (S. 214) der Beziehung, indem sie anhand der Analyse der poetischen Dialoge Brechts und Steffins „unterschiedliche Positionen gegenüber Sex, Genderidentität und ethischer Gesinnung" (S. 262) herausarbeitet. So habe der Sexualakt für Brecht eine „anonymisierende Funktion" (S. 255), während er für Steffin „ausdrücklich an die persönliche Beziehung zwischen ich und Du geknüpft" (S. 255) sei.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Analysen der poetischen Dialoge und die *close readings* einzelner Werke ungeachtet der genannten Kritikpunkte durchaus erhellend sind. Vor allem ist es instruktiv, die in den Gedichten verborgenen gender- und liebestheoretischen Vorstellungen vor dem Hintergrund poststrukturalistischer feministischer Theorien hervortreten zu lassen – ohne dass man darum jedoch gleich von einer Vorwegnahme dieser durch jene sprechen müsste.

Zur Person

Rolf Löchel, seit 1999 Mitarbeiter des an der Philipps-Universität Marburg erscheinenden Rezensionsforums *literaturkritik.de*. Arbeitsschwerpunkte: Geschlecht in Literatur, Film und Philosophie, feministische Literaturwissenschaft, Geschichte der Frauenbewegung.
Kontakt: c/o literaturkritik.de, Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien, Philipps-Universität Marburg, Wilhelm-Röpke-Straße 6A, 35032 Marburg
E-Mail: loechel@staff.uni-marburg.de

Gabriele Fischer

Henrike Terhart, 2014: Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild. Bielefeld: transcript Verlag. 460 Seiten. 34,99 Euro

Wie werden Körper in durch Migration gekennzeichneten Gesellschaften hergestellt? Welche Konstruktionsprozesse lassen „das Körperliche im Kontext von Migration zu Markern sozialer (Nicht-)Zugehörigkeit" (S. 13) werden? Diesen Grundfragen geht Henrike Terhart in ihrem Buch *Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild* nach. Ausgangspunkt dieser erziehungswissenschaftlichen Arbeit, die die Autorin selbst als „sozialwissenschaftlich orientiert" (S. 14) beschreibt, ist die Feststellung einer Forschungslücke im Kontext Körper und Migration, insbesondere im Kontext Körper, Migration und Pädagogik. Der Fokus der Studie liegt auf jungen Frauen. Deren Körper sieht die Autorin mit Bezug auf Birgit Rommelspacher als zentrales Symbol in den Debatten um Integration und schreibt ihnen damit symbolische Bedeutung für die Konstruktion eines „Wir" in Abgrenzung zu „Anderen" zu. Die daraus resultierende Frage, mit welchen Konstruktionsprozessen ein Körper zu einem weiblichen Körper von Migrationsanderen wird, ist sowohl von aktuell politischer als auch von wissenschaftlicher Bedeutung.

Mit einer komplex angelegten qualitativen Studie, bestehend aus einer Triangulation von Selbstporträts als bildlichem Material und biografisch-narrativen Interviews als ergänzenden Textdaten, versucht die Autorin, der Schwierigkeit der empirischen Beschreibbarkeit von Körper und Körperlichkeit zu begegnen.

Henrike Terhart beginnt ihre Ausführungen im Kapitel „Körper und Sozialität" mit einer theoretischen Einordnung. Sie versteht Körper als Ergebnis sozialer Interaktionen. Sie führt vier theoretische Konzepte zusammen: die Ansätze von Helmuth Plessner, die Ausführungen von George H. Mead, aus denen sie schlüssig einen Bezug des symbolischen Interaktionismus zu Körper und Leiblichkeit herausarbeitet, das Habituskonzept von Pierre Bourdieu und das Inszenierungsmoment von Erving Goffman. Aus diesem Zusammendenken bezieht sich Henrike Terhart auf drei Ebenen von Körperlichkeit: die Wahrnehmung des eigenen Körpers, den Umgang mit dem eigenen Körper und die Präsentation im Austausch mit Anderen (S. 65). Im Anschluss an diese eher grundsätzlichen Konzeptionalisierungen wendet sich die Autorin dem theoretischen Zusammendenken von Körper und Migration zu. Ausgehend von Instrumentalisierungen des weiblichen Körpers im Kolonialismus schlägt sie den Bogen zu aktuellen Prozessen des Othering oder der Konstruktion von Migrationsanderen über weibliche Körper. Ausgeführt wird beispielsweise die mediale Darstellung von Migrantinnen als die ‚andere Frau', sei es als Opfer bzw. Unterdrückte oder als exotisierte Andere, sowie die Konstruktion als Andere über Gesundheitsversorgung (Gynäkologie) und in der Pädagogik (Sportunterricht, Sexualpädagogik). Aus dieser Analyse leitet Henrike

Terhart die Relevanz ihrer Forschungsfrage mit Fokus auf die Körperkonstruktionen junger Migrantinnen ab.

Die Autorin bearbeitet die Fragestellung empirisch und konfrontiert sich so mit der Anforderung, Körper und Körperlichkeit in Daten analysierbar messen zu können. Sie entwickelt vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Ebenen von Körperlichkeit (Wahrnehmung, Umgang mit dem eigenen Körper und Präsentation) ein komplexes qualitatives Design, das sie in ihrem Kapitel zur Methodologie ausführlich darstellt. Die befragten Frauen werden zunächst gebeten, sich im Beisein der Forscherin selbst zu fotografieren. Dabei werden Alltagssituationen vorgegeben (z. B. im Café, bei der Arbeit, mit Freund_innen, mit Partner_innen). Die Befragten haben den Auftrag, sich in eine solche Situation hinein zu inszenieren und dies fotografisch mit Selbstauslöser festzuhalten. Welche Bilder letztendlich in die Analyse einfließen, entscheiden die Befragten nach Sichtung der Fotos auf dem Computer oder der Kamera. Als zweiter Baustein folgen biografisch-narrative Interviews mit denselben Personen; hier liegt der Fokus auf Körper und Körpererfahrungen. Beide Datenquellen – die Fotos und der Text des Interviews – werden zunächst jeweils für sich analysiert und in einem weiteren Schritt aufeinander bezogen. Die Analyse erfolgt somit in Form einer Triangulation aus biografisch-narrativen Interviews und Selbstbildnissen.

Henrike Terhart hat insgesamt zwölf Frauen in ihre Studie einbezogen. Alle Fälle wurden in die Analyse aufgenommen und werden in der Arbeit dargestellt. Die Darstellung erfolgt nach einem einheitlichen Muster: Zunächst wird eines der ausgewählten Selbstbilder mit einem bildanalytischen Verfahren genauer untersucht, dann werden die mit Grounded Theory gewonnenen Kategorien aus dem biografisch-narrativen Interview dargestellt und im Anschluss wird beides aufeinander bezogen. Am Ende der Auswertung jedes Falles werden Fragen entwickelt, die an den folgenden zu analysierenden Fall gerichtet werden.

Aus der Auswertung der einzelnen Fälle erarbeitet Henrike Terhart ein theoretisches Modell, in dem Körperlichkeit als Möglichkeitsraum konzipiert wird, der anhand der Dimensionen Thematisierung und Relevanz, Vergleich und Hierarchie sowie Ausdehnung aufgespannt wird. Hinzu kommen Bedeutungsaushandlungen, die nicht als statisch angesehen werden können, sondern an jeweilige Normalitätsvorstellungen angepasst werden. Zudem versteht Henrike Terhart Körperlichkeit als dialektisches Phänomen zwischen Materialität und Sozialität (S. 395f.). Die empirischen Analysen und theoretischen Schlüsse verdeutlichen damit die Herstellungspraxis von Körper im Kontext von Geschlecht und Migration. Sie verweisen auf das Spannungsverhältnis von individueller Aneignung von Körperlichkeit und deren gleichzeitiger gesellschaftlicher Bedingtheit, die hier intersektional zu verstehen ist.

Die Arbeit von Henrike Terhart greift die aktuelle wissenschaftliche Debatte um die gesellschaftliche Bedingtheit von Körper und Körperlichkeit auf und führt sie mit rassismuskritischer Forschung zusammen. Mit ihrem Zugang geht es der Autorin darum, herauszufinden, wie sich über rassistische Zuschreibungen markierte Körperlichkeiten von Migrationsanderen beschreiben lassen und welcher Umgang damit gefunden wird.

Aus dem Material hat sie differenzierte Beschreibungen von Bezügen der Befragten zum eigenen Körper im Changieren zwischen tatsächlichen oder zugeschriebenen Migrationserfahrungen gewonnen, was zu dem theoretisch schlüssigen Modell von Körperlichkeit als Möglichkeitsraum führt. Damit hat die Arbeit der Auseinandersetzung um Körper, Migration und Geschlecht eine wichtige empirische Fundierung gegeben.

Die empirische Fassbarkeit von Körperwahrnehmung ist ebenso herausfordernd wie die von Diskriminierungserfahrungen. Henrike Terhart hat versucht, dieser Herausforderung mit einem komplexen Zugang zu begegnen. Das Heranziehen von Selbstbeschreibungen in Text und Bild eröffnet die Möglichkeit, in der Erhebung andere als die rein kognitive Ebene anzusprechen. Aus methodischer Perspektive stellen sich dabei allerdings Fragen, deren Ausführung für das Buch gewinnbringender gewesen wäre: Selbstporträts beschreiben Blicke auf sich, die jedoch nicht unabhängig und gesellschaftslos sind. Gerade der Rückbezug auf Mead verweist auf Blickrichtungen: sich selbst mit den Augen Anderer sehen. Was sehen Frauen, wenn sie sich selbst fotografieren? Welche normierenden Blicke haben sie übernommen? Wie lassen sich diese Blicke von der Inszenierung im Forschungsprozess (dem, was gesehen werden soll) analytisch trennen? Diese Vielschichtigkeit der Dynamiken bei Selbstporträts im Beisein der Forscherin stellen hohe Anforderungen an die Analyse. Es wäre spannend gewesen, den Fotos als interessantem Zugang zur Erforschung von Körperwahrnehmung mehr Raum und Gewicht zu geben.

Henrike Terhart hat sich in der Darstellung ihrer Ergebnisse dafür entschieden, alle Fälle analytisch zu beschreiben. Die Vorgehensweise, jeweils forschungsleitende Fragen für die weitere Analyse zu entwickeln, erscheint schlüssig und lässt die Gedanken nachvollziehbar werden. Um der Komplexität des Themas und der einzelnen Fälle gerecht zu werden, wäre auch die tiefergehende Darstellung von symptomatischen Fällen eine Überlegung wert gewesen.

Diese Anmerkungen unterstreichen dabei das inhaltlich und methodologisch anregende Diskussionspotenzial, das die Analyse von Henrike Terhart bietet.

Zur Person

Gabriele Fischer, Prof. Dr., lehrt Soziologie an der Fakultät für Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege der Hochschule Esslingen. Arbeitsschwerpunkte: soziale Ungleichheit, Gender Studies, Anerkennungskonzepte, Soziologie der Arbeit, Biografieforschung, Methoden der empirischen Sozialforschung.
E-Mail: gabriele.fischer@hs-esslingen.de

Lotte Habermann-Horstmeier

Mariacarla Gadebusch Bondio/Elpiniki Katsari (Hrsg.), 2014: ‚Gender Medizin'. Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin. Bielefeld: transcript Verlag. 212 Seiten. 29,99 Euro

Das könnte interessant sein, dachte ich, als ich den Titel *‚Gender Medizin'. Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin* las. Interessant auch deswegen, weil dieses Buch im Jahr 2014 nicht in einem medizinischen, sondern einem sozialwissenschaftlich orientierten Verlag erschienen ist. Darüber hinaus schien es mir bemerkenswert, dass der Begriff Gender Medizin im Titel in einfache Anführungszeichen gesetzt wurde. Warum? Alles Gründe, sich das Buch einmal etwas näher anzuschauen.

Grundlage des von Mariacarla Gadebusch Bondio und Elpiniki Katsari herausgegebenen Sammelbandes ist ein Kolloquium, das im Rahmen des Forschungsprojektes GANI_MED an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald stattfand. Wissenschaftler/-innen aus der Medizin, den Sozial- und den Geisteswissenschaften diskutierten hier 2010 und 2011 über die Herausforderungen und Chancen, die der Gender Medizin durch die individualisierte Medizin erwachsen. Die Grundannahme dabei war, dass die Forschung im Bereich der individualisierten Medizin schon bald viele neue Informationen zur Verfügung stellen und wesentlich effektivere, auf die einzelne Person zugeschnittene Präventions- und Therapiemaßnahmen ermöglichen wird, als wir sie heute kennen. Zentrale Aspekte einer solchen individualisierten Medizin müssten neben dem Alter auch das Geschlecht der zu betrachtenden Menschen sein. Es sollte daher die Rolle der Genderforschung im Rahmen einer solchen individualisierten Medizin diskutiert werden.

Das Buch fasst die Ergebnisse dieser Diskussion in 14 Beiträgen unterschiedlicher Länge zusammen, die einem der vier Kapitel „Kultur – Gesellschaft – Geschlecht", „Mentalitätswechsel in der Forschung", „Klinische und operative Praxis angesichts der Differenz" und „Risikofaktor Geschlecht" zugeordnet sind. Im Anschluss an eine Einführung, die die Änderungen im medizinischen Denken hin zu einer individualisierten Medizin beschreibt, wird gezeigt, dass sich hierdurch auch der Krankheitsbegriff geändert hat. Danach werden Überlegungen zu diesem Paradigmenwechsel angestellt. Das zweite Kapitel enthält Beispiele geschlechtersensibler Forschung aus den Bereichen Epidemiologie, Arzneitherapie und Kardiologie. Kapitel 3 zeigt geschlechterspezifische Unterschiede bei der praktischen Diagnostik und Therapie von Stimme, Herz und Nieren. Kapitel 4 betrachtet schließlich das Geschlecht eines Menschen als spezifischen Risikofaktor für bestimmte Krebserkrankungen, für Erkrankungen der Hirngefäße, für psychische Störungen und Schmerzen. Im Anhang wird abschließend noch das Lübecker Modell als Beispiel eines gendersensiblen Medizinstudiums vorgestellt.

Bereits die Überschriften deuten das Problem des Buches an. Es fehlt an fachlicher Leitung und an redaktioneller Überarbeitung. Es fehlt an manchen Stellen die klare Spra-

che, es fehlt der rote Faden. Einige der Beiträge sind äußerst interessant, fast spannend geschrieben. Sie erläutern Grundlagen der Gender Medizin und zeigen hier neuere Entwicklungen und Aspekte auf. Andere Artikel verlieren sich jedoch über Seiten hinweg in bio-medizinischen Details, denen sicherlich nur eine Minderheit der Leser/-innen folgen kann. Nur ein Teil der Beiträge setzt sich ganz konkret mit dem Spannungsverhältnis zwischen individualisierter Medizin und Gender Medizin auseinander. Bei einigen Artikeln sucht man vergeblich den Bezug zur individualisierten Medizin.

Unklar ist auch, an wen sich dieses Buch richtet. Richtet es sich nur an Mediziner/-innen? Oder will es als ein interdisziplinär angelegtes Buch nicht vielmehr all diejenigen erreichen, die sich in den verschiedenen Wissenschaftssparten mit dem Thema „Gender" befassen? Dann müsste es auch für dieses interdisziplinäre Publikum verständlich sein. Unzählige nicht näher erläuterte medizinische Begriffe und Abkürzungen, ergänzt durch Fachjargon aus den Bereichen Genetik und Public Health, werden sicherlich bei vielen sozial- oder geisteswissenschaftlich ausgebildeten Fachleuten dazu führen, dass sie das Buch vorzeitig beiseitelegen.

Nicht alle Leserinnen und Leser werden darüber hinaus der Ansicht sein, dass sie – wie im Vorwort gewünscht – von der sprachlichen Vielfalt in diesem Buch profitieren. Dabei ist die Frage, ob es nun „geschlechtsspezifisch" oder doch besser „geschlechterspezifisch" heißen sollte, vielleicht nur von untergeordneter Bedeutung. Auch hätte dem Buch eine einheitliche Gestaltung der Tabellen und Abbildungen sicherlich nicht geschadet.

Laut Untertitel soll sich das Buch mit „Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin" beschäftigen. Doch was ist individualisierte Medizin überhaupt? Und warum ist es wichtig, hier den Zusammenhang mit der Gender Medizin herzustellen? Leider bringt uns die kurze Erörterung von Gadebusch Bondio zum Begriff der individualisierten Medizin hier kaum weiter. Insbesondere stört, dass dabei nur entfernt kritische Aspekte anklingen, obwohl festgestellt wird, dass im Zusammenhang mit der individualisierten Medizin „optimistische und undifferenzierte Vorstellungen" (S. 15) eine große Rolle spielen. Es wird nicht an der Grundannahme gerüttelt, dass es in absehbarer Zeit möglich sein wird, die angekündigte „maßgeschneiderte Gesundheitsversorgung" (S. 14) und insbesondere die auf einzelne Personen zugeschnittenen Präventionsmaßnahmen zu etablieren[1]. Obwohl die Autorin feststellt, dass man in „programmatischen Publikationen zur IM (und im […] Zukunftsreport) […] vergeblich nach

1 Ein wesentlicher Teil der Krankheitsfälle und vorzeitigen Tode geht in unserer Gesellschaft auf chronische Erkrankungen zurück. An ihrer Entstehung sind maßgeblich verschiedene Umwelt- und Lebensstilfaktoren (Rauchen, übermäßiger Alkoholkonsum, fehlende Bewegung, ungesunde Ernährung) beteiligt. Die bisher durchgeführten genomweiten Studien haben jedoch Umwelt- und Lebensstilfaktoren weitgehend unberücksichtigt gelassen. Ebenfalls nicht oder kaum berücksichtigt wurden die komplexen Interaktionen, die zwischen Genen und Umwelt möglich sind (z. B. epigenetische Phänomene). Eine so genannte individualisierte Medizin und insbesondere eine individualisierte Prävention („Public Health Genomics") stecken also zurzeit noch in den Kinderschuhen (vgl. Jahn, Albrecht & Probst-Hensch, Nicole (2014). Public Health Genomics. In Matthias Egger & Oliver Razum (Hrsg.), *Public Health. Sozial- und Präventivmedizin kompakt* (2. Aufl.). Berlin: De Gruyter, S. 22ff.).

[der] Thematisierung und Auslotung möglicher Schnittstellen von IM und geschlechterspezifischer Medizin [sucht]“[2] (S. 14f.), kommt sie zu der Schlussfolgerung: „Geschlechterspezifische Forschungsansätze stehen also *vor* der Individualisierten Medizin. Sie versprechen bessere individualisierte Prävention, Gesundheitsversorgung und Therapie. Eins steht fest: Sowohl Frauen als auch Männer werden davon profitieren“ (S. 16, Hervorhebung im Original). Worauf sie sich dabei stützt, ist nur schwer nachzuvollziehen.

Auch bei diesem Zitat fällt auf, dass im Buch immer wieder die Bedeutung eines individualisierten, geschlechterspezifischen Ansatzes für den Bereich der Prävention hervorgehoben wird. Es lässt sich jedoch darüber streiten, ob die im Titel genannte Medizin für einen solchen Ansatz das richtige „Dach“ bietet oder ob dieses Dach nicht vielmehr im Bereich des interdisziplinär arbeitenden Faches Public Health/Gesundheitswissenschaften zu finden ist.

Zum Schluss sollte jedoch positiv hervorgehoben werden, dass die Fußnoten in diesem Buch über weite Strecken eine wahre Fundgrube für all diejenigen sind, die sich neu in das Thema Gender Medizin und dessen Geschichte einarbeiten möchten. Leider fehlen neuere Veröffentlichungen (ab 2013), da der Sammelband bereits im Jahr 2014 erschienen ist.

Und: Eine Antwort auf die Frage, warum der Begriff Gender Medizin im Titel in einfache Anführungszeichen gesetzt wurde, habe ich leider nicht gefunden.

Zur Person

Lotte Habermann-Horstmeier, Dr. med., MPH. Leiterin des Villingen Institute of Public Health (VIPH) der Steinbeis-Hochschule Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Arbeitssituation von Betreuungskräften in der stationären Behindertenhilfe und ihre gesundheitlichen Auswirkungen, altersgerechtes betriebliches Gesundheitsmanagement, Ernährungsverhalten von Frauen in Führungspositionen, psychische Gesundheit von Flüchtlingen.
Kontakt: Villingen Institute of Public Health (VIPH), Klosterring 5, 78050 Villingen-Schwenningen
E-Mail: habermann-horstmeier@studium-public-health.de

2 IM = individualisierte Medizin. Zukunftsreport: Hüsing, Bärbel; Hartig, Juliana; Bührlen, Bernhard; Reiß, Thomas & Gaisser, Sybille (Juni 2008). *Zukunftsreport. Individualisierte Medizin und Gesundheitssystem*. Berlin: Büro für Technikfolgenabschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB). Zugriff am 20. Juli 2015 unter: https://www.tab-beim-bundestag.de/de/pdf/publikationen/berichte/TAB-Arbeitsbericht-ab126.pdf.